

Lars Koch, Torsten König (Hg.)

ZWISCHEN FEINDSETZUNG UND SELBSTVIKTIMISIERUNG

*Gefühlspolitik und Ästhetik
populistischer Kommunikation*

campus

Zwischen Feindsetzung und Selbstviktimsierung

Lars Koch ist Professor für Medienwissenschaft und Neuere deutsche Literatur an der TU Dresden.

Torsten König ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Romanistik an der TU Dresden.

Lars Koch, Torsten König (Hg.)

Zwischen Feindsetzung und Selbstviktimisierung

Gefühlspolitik und Ästhetik populistischer
Kommunikation

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 1285: Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung (TU Dresden).

ISBN 978-3-593-51198-6 Print
ISBN 978-3-593-44387-4 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2020 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Satz: Christoph Roolf, Düsseldorf

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Annäherungen

Zwischen Feindsetzung und Selbstviktimsierung. Gefühlspolitik und Ästhetik populistischer Kommunikation. Eine Annäherung 9
Lars Koch, Torsten König und Gerd Schwerhoff

Reaktionärer und progressiver Populismus. Zur Vielfalt des populistischen Repertoires in Geschichte und Gegenwart 27
Caspar Hirschi

Populismus und Herablassung 63
Niels Werber

Gefühlspolitiken

Die rechtspopulistische Politik der Gefühle. Angst, Hass, Feindsetzung 87
Lars Koch

Zuhause im Sentiment. Heimatdiskurse der Gegenwart 121
Jörn Abrens

Respekt statt Abwertung? Neorassismus als invektive Strategie der rechtsextremen »Identitären« zur Herabwürdigung »Anderer« 145
Judith Goetz

Medien

- Rechte Videos und Affekte in Sozialen Medien.....177
Jens Eder
- Enthemmter Dissens. Kommunikation in Netzwerken.....203
Maren Lehmann
- Ironie, bis es ernst wird. Humor, digitale Kulturen und rechte Affektpolitik227
Maik Fielitz
- Zur Geste der Pose. Rechtspopulistische Gestaltungen
visueller Kulturen am Beispiel der Identitären Bewegung249
Julia Prager
- Civilizationist Invectivity. The Sophistication and Hybridization
of Right-Wing Populism in Times of Post-Democracy,
Post-Photography, and Social Media275
Jörg Scheller

Pop

- POPulismus. Über Superheldenfilme303
Gunnar Schmidt
- Populistischer Pop. Zum Beispiel Andreas Gabalier331
Niels Penke
- Inverse Invektivität. Verschwörungsmythen und antisemitische
Affektmobilisierung in Kollegahs Rap-Video *Apokalypse*.....361
Jan Süsselbeck
- Autorinnen und Autoren395

Annäherungen

Zwischen Feindsetzung und Selbstviktimisierung. Gefühlspolitik und Ästhetik populistischer Kommunikation. Eine Annäherung

Lars Koch, Torsten König und Gerd Schwerhoff

Kann man noch Neues und Originelles zum Thema des vorliegenden Bandes sagen? Die Popularität des »Populismus« scheint in der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Forschung ungebrochen, Tendenz steigend, wie die wachsende Zahl der Publikationen dazu in jüngerer Zeit belegt.¹ In den vergangenen 15 Jahren ist dieser Trend zweifelsohne dem akuten und massiven Auftauchen politischer Phänomene geschuldet, die mit dem Label »Populismus« umschrieben und geordnet werden, von den Programmen migrationsfeindlicher und europaskeptischer Parteien über den Politikstil von Hugo Chávez oder Donald Trump bis hin zu Pegida und diversen identitären Bewegungen. Gleichwohl lässt sich die Auseinandersetzung mit der Thematik schon sehr viel früher beobachten. 1969 widmete sich eine interdisziplinäre Tagung an der London School of Economics dem Phänomen. »Ein Gespenst geht um in der Welt – der Populismus«, schreiben die Herausgeber Ernest Gellner und Ghita Ionescu in der Einleitung zum Tagungsband. Dass Populismus zu verschiedenen Zeiten als Problem von größter Gegenwartsrelevanz begriffen wurde, zeigt das wiederholte Aufgreifen der Marx-Paraphrase etwa bei Helmut Dubiel 1986 oder Bernd Stegemann 2017.² Auch der vorliegende Band begründet sein wissenschaftliches Interesse an der Thematik mit der Notwendigkeit von Gegenwartsdiagnostik, insbesondere vor dem Hintergrund des globalen Rechtspopulismus, dessen Einfluss auf

1 Neben der großen Zahl an politikwissenschaftlichen Studien, die sich Strukturen von Parteien und Bewegungen widmen, findet sich ein breites Spektrum an Publikationen, die übergreifende Entwicklungen von Gesellschaft und politischen Systemen analysieren. Vgl. dazu exemplarisch allein im Bereich Monographien seit 2016 folgende Auswahl: Moffitt 2016, Müller 2016, Mudde/Kaltwasser 2017, Olschanski 2017, Stegemann 2017, Manow 2018, Eatwell/Goodwin 2018, Link 2018, Mouffe 2018, Mounk 2018, Schellhöh/Reichert/Heins/Flender 2018, Brinkmann/Panrek 2019, Fassin 2019, Fitz/Mackert/Turner 2019, Koppetsch 2019, Müller 2019, Müller/Precht 2019, Moffitt 2020.

2 Gellner/Ionescu 1962, S. 1, zit. in Müller 2016, S. 15; Dubiel 1986, S. 33; Stegemann 2017.

politische Systeme und Gesellschaften wächst. Historische Dimensionen des Phänomens figurieren gleichwohl als notwendige Kontrastfolien für strukturelle Vergleiche.

Die in den letzten Jahren erfolgten Untersuchungen zum Populismus richten den Fokus auf Strukturen und Organisationsformen der politisch Handelnden, auf soziale Determinanten oder auf ideologische Dimensionen. Vergleichsweise wenig Beachtung fanden dagegen bisher Aspekte der Form populistischer Kommunikation unter medienästhetischen Gesichtspunkten. An diesem Punkt setzt die Untersuchungsperspektive des vorliegenden Bandes an.³ Sie geht davon aus, dass eine Beschreibung des Populismus ohne die Reflexion seiner medialen und medienästhetischen Bedingungen nicht auskommt und fragt nach den performativen Dimensionen populistischer Kommunikation in unterschiedlich gestalteten Ausdrucksformen. Sie versteht sich dabei als Beitrag zu einer »kritischen Theorie des Populismus«, der Forschungslücken schließen und neue Reflexionsimpulse geben möchte.

Ein solches Unterfangen sieht sich mit einer Reihe von Schwierigkeiten konfrontiert. Will man den Terminus »Populismus« als analytische Kategorie verwenden, ist zunächst zu berücksichtigen, dass er gleichzeitig Kampfbegriff in der politischen Auseinandersetzung ist. »Populistisch« ist eine Schmähevokabel, die von allen politischen Lagern, von den einen mehr, den anderen weniger, mit dem Ziel der moralischen Delegitimierung des Gegners in Anschlag gebracht wird. Versuche, den Begriff positiv zu wenden, wie jüngst durch Chantal Mouffes Plädoyer für einen »linken Populismus« geschehen, kehren zwar die Vorzeichen um, ändern aber nichts an seinem Wertungscharakter.⁵ Angesichts der kaum zu verhindernden Überlappung von Objekt- und Beschreibungssprache stellt sich also die Frage, inwieweit der politische Kampfbegriff »Populismus« zugleich ein Instrument wissenschaftlicher Analyse und Erkenntnis sein kann. Eine Lösung des Problems zeichnet sich ab, wenn man »Populismus« mit den aktuellen Entwicklungen

3 Dieser Band ging aus der ersten Jahrestagung des Dresdner Sonderforschungsbereichs 1285 »Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung«, die sich im November 2018 an der TU Dresden mit dem Zusammenhang von Populismus und Invektivität befasste.

4 So von Müller als Forschungsdesiderat identifiziert. Müller 2016, S. 13.

5 Mouffe 2018. Marchart hat in diesem Sinne auf die Gefahren hingewiesen, die gerade vom »liberalen Antipopulismus« in einer Phase neoliberaler Postpolitik für die »Demokratisierung der Demokratie« ausgehen. Vgl. Marchart 2017.

in der Forschung deskriptiv als eine »politische Mobilisierungslogik«⁶ versteht, die durch keine spezifische politische Ideologie und Programmatik, wohl aber durch rekonstruier- und vergleichbare Adressierungsstrategien und Resonanzkalküle gekennzeichnet ist. Konzeptuell lässt sich diese Logik zunächst vor allem formal und mit Blick auf die sie bedingenden Strukturmodelle beschreiben. So bestimmt der Politikwissenschaftler Cas Mudde Populismus als »thin-centred ideology«, die Gesellschaften in zwei antagonistische Gruppen gespalten sieht: »the pure people« versus »the corrupt elite«. Dem populistischen Denkstil nach soll das »Volk«, mit dem Mandat der *vouloñté générale* moralisch legitimiert, gegen die »Eliten« mobilisiert werden. Politische Ideologien und Ziele, mit denen die Mobilisierung unterfüttert ist, können dabei variieren.⁷ Entscheidend ist der Anspruch populistischer Akteur*innen, alleine das »wahre« Volk zu vertreten, womit sie pluralistische Gesellschaftsmodelle ablehnen.⁸

Die damit vorgenommene Fokussierung populistischer Strukturmodelle, die gegebenenfalls für eine Unterscheidung von Links- und Rechtspopulismus weiter ausdifferenzieren wäre,⁹ vermeidet nicht nur ideologisch-inhaltliche Festlegungen und voreilige sozialpsychologische Diagnosen, sondern sie lenkt das Augenmerk auch auf die Formen populistischer Mobilisierung und deren kommunikative Funktionen, auf Rhetoriken, sprachliche oder bildhafte Topoi, Inszenierungsweisen und Dramaturgien politischer Kommunikation, also jene Aspekte, die im Fokus des vorliegenden Bandes stehen. Der Politikwissenschaftler Benjamin Moffitt spricht dahingehend von Populismus als einem »political style«.¹⁰ Der Vorwurf, eine solche Perspektive laufe Gefahr, zu reiner, diskreditierender Stilkritik an den diskursiv »Ungewaschenen«, Nicht-Satisfaktionsfähigen zu werden und gleichzeitig

6 Marchart 2017, S. 4. Marchart resümiert auch die Tendenzen der Forschung.

7 Mudde/Kaltwasser 2017, S. 5f.

8 Müller sieht im »Anti-Pluralistischen« das zweite wesentliche Element neben dem »Anti-Elitären« zur deskriptiven Bestimmung von Populismus. Müller 2016, S. 26. Ähnlich argumentiert Priester in einer Identifikation von »Kernelementen« des Populismus. Vgl. Priester 2019, S. 12.

9 So unterscheidet etwa John B. Judis zwischen einem dyadischen Links- und einem triadischen Rechtspopulismus: »Leftwing populists champion the people against an elite or an establishment. [...] Rightwing populists champion the people against an elite that they accuse of coddling a third group, which can consist, for instance, of immigrants, Islamists, or African American militants. Leftwing populism is dyadic. Rightwing populism is triadic. It looks upward, but also down upon an out group.« Judis 2016, S. 14.

10 Moffitt 2016, S. 28ff.

die sozioökonomischen Bedingtheiten des Populismus auszublenden,¹¹ erscheint wenig überzeugend. Denn mit den Ausdrucksformen populistischer Kommunikation rückt deren performative Kraft in den Blick und führt neben den Versuchen, Populismus inhaltlich, formal, sozial oder sozioökonomisch zu fassen, eine weitere Ebene ein: Populismus als politische Performanz. Damit geht es in medienästhetischer Hinsicht um das Verstehen von kommunikativen Strukturen und deren Wirkmechanismen in komplexen, nicht nur ökonomisch, sondern eben auch kulturell geprägten Prozessen. Ökonomische und kulturalistische Erklärungsansätze des Populismus schließen einander nicht aus, sondern können sich ergänzen.¹²

Die Performanz zeichnet sich, darin stimmen die meisten Analysen des Phänomens überein, in besonderem Maße durch affektive und emotionale Adressierungen in der Kommunikation aus.¹³ Eine Analyse des Populismus als politische Mobilisierungslogik muss sich folglich den Gefühlspolitiken und den Ausdrucksformen populistischer Kommunikation zuwenden. Affekte und Emotionen sind wesentliche Strukturbedingungen und Ressourcen politischer Kommunikation, »weil sie auf einer vorbewusst-relationalen Ebene Einstellungen, Wahrnehmungsmuster und Gewohnheiten beeinflussen und damit politische Interaktions- und Handlungsweisen unterschwellig prägen.«¹⁴ Mit Blick auf die gegenwärtige Entfaltung politischer Antagonismen verweist der Soziologe und politische Philosoph Oliver Marchart auf die zentrale Rolle von Affekten wie Resignation, Ressentiment, Furcht, Wut, Hass, Aggression, etc. Begreift man die Leidenschaften als integralen Bestandteil der Politik¹⁵, dann drängt sich das Desiderat einer »Affektologie«

11 Vgl. dazu (und zu den »Ungewaschenen«) den vieldiskutierten Essay von Philip Manow, der in strikter Trennung von kulturellen Faktoren nach sozioökonomischen Erklärungen für populistische Phänomene in einer globalen Perspektive sucht. Manow 2018, S. 26ff.

12 Darauf hat u.a. Koschorke in einer Rezension zu Manow 2018 hingewiesen. Vgl. Koschorke 2018. Wer, wie Manow, ein Primat sozioökonomischer Perspektiven auf Populismus favorisiere, verliere den gesamten Phänomenbereich populistischer Praktiken, die wesentlich zur Destabilisierung und Konsolidierung politischer Kultur beitragen, aus dem Blick. Die Polemik von Manow impliziert selbst einen sozialwissenschaftlichen Vorbehalt gegen den Anspruch der Kulturwissenschaften, Wesentliches zum Verständnis der Genese des politischen Diskurses beitragen zu können.

13 Vgl. u.a. schon Dubiel 1986, S. 43ff., Fassin 2019, S. 73ff.

14 Slaby 2017, S. 137. Der Philosoph Jan Slaby sondiert die Möglichkeit einer »philosophischen Theorie politischer Affektivität« (ebd., S. 135) und analysiert zu diesem Zweck vier aktuelle Versuche, das Verhältnis von Affekt und Politik zu bestimmen: Judith Mohrmann, Martha Nussbaum, Brian Massumi, John Protevi.

15 Vgl. hierzu auch Lordon 2016.

bzw. »Affektenlehre des Politischen«¹⁶ geradezu auf. Ihr Arbeitsprogramm bestände darin, das Verhältnis zwischen der von Marchart im Anschluss an Laclau theoretisch bestimmten generellen gesellschaftlichen Konfliktfähigkeit und ihren jeweiligen Gefühlsökonomien, ihren kulturellen Sedimentierungen, Praxen und Medienkulturen systematisch auszuleuchten. Affekte, so Marchart, lassen sich ebenso wenig diskursiv motivieren wie der Antagonismus voluntaristisch zu erzwingen oder verbal heraufzubeschwören ist. Sie entstehen in der »Begegnung« mit dem Antagonismus, dort wo um Hegemonie gerungen wird.¹⁷ Zu ergänzen wäre, dass – sofern diese Begegnung medial erfolgt – es die medienästhetisch gestalteten Bildwelten, Sprachmuster, Narrationen, Körperinszenierungen oder Dramaturgien sind, die eine Affizierung der Adressierten bewirken. Eine Affektologie populistischer Kommunikation, zu der dieser Band beitragen möchte, hätte demnach zur Aufgabe, diese immer auch als ein Geschehen zu fassen, das sich wesentlich aufgrund ästhetischer Wirkpotenziale der jeweils aktiven Kommunikationselemente entfaltet. Sie hätte darüber nachzudenken, wie die dabei involvierte Gefühlsökonomie – Hass, Angst, Wut, Empörung auf der einen Seite, Lust, Geborgenheit, Überlegenheit auf der anderen – genauer in ihren ästhetischen Formatierungen zu beschreiben wäre bzw. welche Mechanismen bei der performativen Zurichtung von Wirklichkeit durch sie wirken.

Die affektgenerierende, populistische Konstitution von Antagonismen zeichnet sich durch die ständige Produktion von identitätsstiftenden »wir«-»sie« Unterscheidungen aus.¹⁸ Diese Unterscheidungen gehen stets mit der auf Mobilisierung orientierten Aufwertung des Eigenen und der Abwertung des Anderen einher. Im Anschluss an das Forschungsprogramm des Sonderforschungsbereichs 1285 »Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung« an der TU Dresden lassen sich Verfahren »der abwertenden Identifizierung von einzelnen Personen oder Gruppen« im Zusammenhang mit ihren kommunikativen und sozialen Funktionsmechanismen bzw. Funktionen unter dem Konzept der »Invektivität« fassen. Mit diesem werden Aspekte von Kommunikation in den Blick genommen, »die dazu geeignet sind, herabzusetzen, zu verletzen oder auszugrenzen.« Insofern sich In-

16 Marchart 2013, S. 437f. In den vergangenen Jahren sind gleichwohl eine Reihe von Beiträgen erschienen, die sich in diese Richtung bewegen, u.a. prominent Ahmed 2014, Protevi 2009 oder Massumi 2015.

17 Marchart 2013, S. 443.

18 Die Beobachtung des »wir«-»sie«-Schemas findet sich in den meisten Ansätzen zur Beschreibung populistischer Politik von Dubiel 1968 über Müller 2016, Mudde/Kaltwasser 2017 und Olschanski 2017 bis zu Priester 2019.

vektivität in komplexen medialen, ästhetischen, politischen und sozialen Konstellationen realisiert, muss sie als »performatives Geschehen, als relationales Geflecht von Zuschreibungen, Resonanzen und Anschlusskommunikationen sowie im Kontext ihrer sozialen, diskursiven und medialen Ermöglichungsbedingungen verstanden werden.«¹⁹ Die Kernoperation populistischer Gefühlspolitik – hier verstanden als Arbeit mit den körperlich spürbaren Korrelaten sozialer und vor allem auch kultureller Verunsicherung – ist damit als Invektivkommunikation beschreibbar. Bestimmt von einem »Code der Hitze«²⁰ antwortet sie auf ein aus Insuffizienzgefühlen resultierendes Begehren nach Anerkennung und übersetzt dieses in das Angebot sozialer Aufwertung als Wut gegenüber Eliten und Hass gegenüber Minderheiten.²¹ Insofern fungiert der Populismus in der intimen Verkopplung von Öffentlichkeit und politischem Affekt als eine Subjektivierungsmaschine, die gekränkte Subjekte aufbaut, indem sie deren Kränkungerfahrung als Input einsammelt, und auf dem Wege einer invektiven Transformation in moralische Überlegenheitsgefühle gegenüber anderen verwandelt. Invektivkommunikation funktioniert hier als eine genuine Adressierungsstrategie des Populismus, indem sie die Erfahrungen des Prekären (sowohl materiell wie kulturell, Situationen des Mangels, der Unsicherheit und der emotionalen Unbehaustheit) akkumuliert und in Zustimmung für ein antiliberales Projekt überführt.²²

Im Kampf um diskursive und kulturelle Geländegewinne greift dabei ein Mechanismus, den man als metainvektive Selbstviktimisierung beschreiben könnte: die populistische Rede ist in vielen Fällen verschwörungstheoretisch informierte Reaktion auf eine imaginäre Situation der Anfeindung des »wahren Volkes« durch dessen Feinde – die »Eliten«, die »Gutmenschen«, die »Lügenpresse« und andere »Volksverräter«. Zu den Basiselementen populistischer Rhetorik gehört die Vorstellung, Zeuge eines umfänglichen Unterdrückungsgeschehens zu sein, das öffentlich gemacht und angeklagt werden muss. Populistische Kommunikation, so Reinhard Olschanski, realisiert ihr affektives Potenzial somit als »Negation eines Publikumsbeschimpfers, als Zurückweisung einer imaginierten Beschimpfung und Beleidigung eines

19 Konzeptgruppe »Invektivität«, 2017, S. 6, 3f.

20 Jensen 2017, S. 95.

21 Dies gilt insbesondere für den Rechtspopulismus als Sammlungsbewegung des Ressentiments, die durch einen doppelten Adressierungsvektor – vertikal wie horizontal – auszeichnet. Formen des Linkspopulismus, denen es um Partizipation und Inklusion geht, scheinen von einer anderen Gefühlkultur bestimmt zu sein.

22 Vgl. hierzu auch Berlant 2011, S. 191ff.

Publikums durch den von ihm ausgedeuteten Feind.«²³ Die Strategie der fortgesetzten semantischen Grenzüberschreitungen und Tabubrüche, die etwa die AfD so erfolgreich anwendet, hat vor diesem Hintergrund nicht nur das mittelfristige Ziel, die Ordnung des Sag- und Denkbaren zu verschieben, sie zielt zugleich immer auch kurzfristig auf die Produktion von politischen, journalistischen oder zivilgesellschaftlichen Reaktionen ab, die der These von vermeintlichen »Gesinnungskorridoren« und »Meinungsdiktaturen« neue Evidenz verleihen können.²⁴

Der Ausruf »Wir sind das Volk«, den die Pegida-Demonstranten seit Jahren montagabends auf dem Dresdner Theaterplatz vernehmen lassen, hat demnach zwei Stoßrichtungen. Zunächst bestreitet er die Legitimität eines hegemonialen Diskurses, indem er ihn als »volksfremd«, kosmopolitisch und lebensfern diffamiert. Zugleich fungiert er als ein Akt der kollektiven Selbstverzauberung, als eine durch Fahnenmeer und Hymne rauschhaft gefeierte Selbstüberhöhung, die sich am Rednerpult, forciert durch die begleitende, invektive Empörungsrhetorik, bis zur Stilisierung einer neuen völkischen Avantgarde steigern kann. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zeichnen sich bei der populistischen Modellierung gesellschaftlicher Antagonismen zwei zentrale, miteinander verschränkte Operationen ab, die sich in der Funktion der Gemeinschaftsbildung treffen: Feindsetzung und Selbstviktimisierung. Die Bestimmung des Feindes leitet sich in populistischen Selbstbeschreibungen nahezu immer aus der moralisch legitimen Abwehr- und Empörungshaltung der zu Unrecht Unterdrückten, Erniedrigten, Angegriffenen und damit aus einer reklamierten Opferrolle ab. Komplementär dazu realisiert der populistische Diskurs eine Appropriation von Begriffen und sprachlichen Wendungen, die dem Status des Opfer-seins und Opfer-bringens Ausdruck verleihen sollen. Rassist*innen werden dann zu Dissident*innen, Hetze wird zu einem Akt der Verteidigung der Meinungsfreiheit, Ideologie erscheint als geschärfter Realitätssinn.²⁵

An die Feindsetzung lassen sich dann die unterschiedlichsten ideologischen Derivate anlagern, ob es sich um die Feinde des Volkes oder um die

23 Olschanski 2017, S. 31.

24 Vgl. hierzu mit Blick auf Donald Trump auch Koch/Nanz/Rogers 2019.

25 Vgl. Sasse 2016 sowie umfassend zur Rhetorik der parlamentarischen Rechten Detering 2019. Eine andere Bedeutungsebene der Selbstviktimisierung, die weniger strategisch als affektiv grundiert erscheint, analysiert Eric Fassin: »Das Ressentiment ist die Vorstellung, dass sich andere an meiner statt in Lust ergehen; wenn ich nicht in den Genuss komme, dann ihretwegen. Eine solche impotente Wut wird selbst Lust. [...] Nämlich die Lust, sich auf Seiten der loser als Opfer zu produzieren.« Fassin 2019, S. 82f.

Feinde der Arbeiterklasse handelt. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass populistische Theoretiker*innen verschiedenster ideologischer Couleur, von Alain de Benoist bis Chantal Mouffe, sich auf Carl Schmitts Leitunterscheidung zwischen Freund und Feind als Konstitutionsmoment des Politischen berufen: Eine Unterscheidung, die nach Schmitt »essentiell« und schlechterdings nicht zu leugnen sei, eine Unterscheidung, die nur Sinn mache, wenn man die Potentialität eines Kampfes, etwa eines Bürgerkriegs, in Betracht ziehe.²⁶ Von dieser Grundsatzposition her lassen sich sehr verschiedene ideologische Entwürfe entwickeln, aber die invektive Konstellation des »wir« gegen »sie« bleibt immer wirkmächtig – auch dort, wo inklusive Spielarten des Populismus, wie in Lateinamerika, durchaus die reale Verbesserung der Lebenssituation der breiten Masse der Armen im Blick haben. Andere Operatoren populistischer Politik fügen sich in dieses dichotome Muster ein. Das gilt etwa für die Personalisierung von Politik, keine Eigenart des Populismus, aber hier doch besonders markant auftretend, weil die Herabsetzung »feindlicher« Positionen besonders wirksam vollzogen werden kann, wenn sie ein konkretes Gesicht haben.²⁷ Angesichts der triadischen Struktur politischer Kommunikation, verstanden als Widerstreit entgegengesetzter Positionen vor einem kognitiv und affektiv involvierten Publikum,²⁸ zeichnet sich die Frage ab, ob sich so etwas wie ein Bühnenmodell populistischer Moral-Kommunikation konzipieren ließe, das es plausibel macht, populistische Erscheinungs- und Emotionsräume in der analogen vor allem aber in der digitalen Welt als invektive Arenen zu fassen, für die spezifische Eskalationslogiken und damit verbundene soziale Positionierungsoptionen charakteristisch sind.²⁹

Von diesen Überlegungen aus lässt sich das Verhältnis von Affekten, Invektivität und Populismus vor dem Hintergrund gegenwärtiger sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Dynamiken in zwei miteinander verzahnte Richtungen ausfalten. Zum einen reagiert der Populismus auf flottierende Globalisierungs- und Konnektivitätsängste. Er sammelt sie auf und verdich-

26 Carl Schmitt 1963. Zum »Bürgerkrieg« ebd., S. 32f.

27 Vgl. dazu Olschanski 2017, S. 17.

28 Konzeptgruppe »Invektivität« 2017, S. 13ff. betonen hinsichtlich der konstituierenden Elemente invektiver Kommunikation den triadischen Zusammenhang zwischen Invektierenden, Invektierten und Publikum, der allerdings dynamisch gedacht werden muss: Im Kontext von Feedbackschleifen und Anschlusskommunikationen ist es jederzeit möglich, dass sich Positionen vertauschen.

29 Vgl. zu einem theatralen Modell der Beziehung von Affekt und Politik auch Mohrmann 2015. Zu den invektiven Arenen Konzeptgruppe »Invektivität« 2017, S. 12ff.

tet sie narrativ zu einem apokalyptischen Szenario totaler Übermächtigung, für dessen bevorstehendes Eintreten er dann in einem schamlosen Reduktionismus die Migrations- und Einwanderungsproblematik verantwortlich macht. Diffuse Angst kann so in konkrete Furcht übersetzt und an einen Sündenbock rückgebunden werden.³⁰ Parallel hierzu greift noch eine weitere gefühlspolitische Ausbeutungsstrategie, die nicht so sehr bei Angst, sondern bei den Demütigungserfahrungen ansetzt, die mit der kulturellen Modernisierung für manche Bevölkerungsgruppen verbunden sind.³¹ So birgt die Ambiguitätsdichte in der spätmodernen Gesellschaft ein immenses Kränkungspotenzial, das durch die Invektivbewirtschaftung des Populismus in Form von Empörung und Hass politisch kapitalisiert wird.

Ein Forschungsprogramm, das die performativen Dimensionen populistischer Kommunikation in den Blick nehmen will, kommt ohne umfassende Überlegungen zu den medialen Bedingungen des Populismus nicht aus. Populistische Kommunikation ist wesentlich abhängig und beeinflusst von der medialen Umwelt, in der sie situiert ist und die sie nach besten Kräften für ihre Zwecke nutzt. Blickt man auf aktuelle Ausprägungen des Phänomens, fällt auf, wie grundlegend hier die Rolle der digitalen Medien als Instrument der Mobilisierung ist. Natürlich tauchen Populist*innen auch in Fernsehtalkshows auf und geben Zeitungsinterviews. Der direkte Kontakt zu ihrer Wählerklientel aber läuft heute zu einem großen Teil über die sozialen Netzwerke. In der Gesellschaft bilden sich hier sowie um Blogs, Streaming-Kanäle und Messenger-Dienste neue politische Communities. Dies hat neben Kostengründen sicher damit zu tun, dass Twitter, Instagram, Facebook usw. eine Form von Unmittelbarkeit simulieren, die der populistischen Bewegungslogik und dem Selbstbild als unabhängiger Alternative zur vermeintlichen »Lügenpresse« und den »Systemmedien« entgegenkommt. Ein zweiter, oftmals übersehener Grund liegt zudem in der medientechnologischen Infrastruktur der sozialen Netzwerke selbst, die bestimmte, Populismus-affine soziale Praktiken ihrer Nutzung präfigurieren. Die digitale Kultur als spezifischer Kommunikationszusammenhang mit seiner informellen, gleichwohl aber wirkmächtigen Nutzungskultur erscheint als struktureller Faktor aktueller gesellschaftlicher Polarisierungstendenzen. Sie befördert aufgrund ihrer besonderen Aufmerksamkeitsökonomien und den damit ver-

30 Dieser Mechanismus wurde schon von Herrmann Broch 1995 in seiner Massenwahntheorie als Ursache für die Eskalationslogik der Erosion der Weimarer Republik beschrieben. Vgl. hierzu auch Kittsteiner 2006.

31 Vgl. Lengfeld/Dilger 2018.

bundenen Konkurrenz- und Valorisierungsordnungen eine populistische Medienpraxis und honoriert diese entsprechend mit Popularität. Anknüpfend an so unterschiedliche Theoretiker wie Andreas Reckwitz, Niels Werber oder Roberto Simanowski,³² die soziale Medien aufgrund ihrer kommunikativen Anforderungsprofile als *boot camp* eines »numerischen Populismus«³³ bestimmen, ist im Sinne einer balancierten Erforschung von Populismus nicht allein nach den in sozialen Netzwerken zirkulierenden Inhalten zu fragen. Statt den Phänomenbereich, wie dies oftmals aus einem kommunikations- und politikwissenschaftlichen Blickwinkel geschieht, inhaltistisch auf die in Blogs, bei Twitter oder auf YouTube-Kanälen artikulierten Werthaltungen und Weltanschauungen zu reduzieren, wäre der Fokus auf jene medienästhetischen Strukturen zu richten, die in besonderer Weise populistische Gefühlspolitiken ermöglichen und realisieren. Diese sind nicht nur in den sprachlich und ikonisch realisierten Erregungsschleifen sozialer Netzwerke zu beobachten, sondern auch in musikalischer Populärkultur auf YouTube, in Narrations- und Bildmustern von Kinoblockbustern und in den Körperbildern entsprechender Selbstinszenierungen etwa auf Facebook-Seiten.³⁴

Ein letzter Aspekt, der für die Untersuchung der performativen Dimension des Populismus wichtig erscheint, resultiert aus der simplen Frage, warum die meist sehr unterkomplexen populistischen Antworten auf komplexe gesellschaftliche Probleme für viele Menschen dennoch plausibel erscheinen. Es ist offensichtlich, dass insbesondere der Rechtspopulismus Entfremdungs- und Überforderungserfahrungen der Spätmoderne aufgreift und als Reaktion auf eine grassierende kulturelle Obdachlosigkeit das gegenmoderne Phantasma eines verlorenen oder doch zumindest bedrohten *Heartlands*³⁵ – inklusive verantwortlicher Feinde – bereitstellt. Aber mit Blick auf die Formen populistischer Evidenzproduktion scheint es instruktiv, auch hier die Perspektive zu weiten. Bislang hat die Forschung weitestgehend unberücksichtigt gelassen, wie relevant hinsichtlich des Plausibilitätsmanagements populistischer Lösungsvorschläge die Interferenzen zwischen Populismus und Populärkultur sind. Erfolgreich ist populistische Kommunikation immer dann, wenn sie – dies wird an Trumps Grenzmauer zu Mexiko unmittelbar einsichtig – in ihrer invektiven Feindbildproduktion an eine

32 Reckwitz 2017, S. 32ff.; Werber 2019; Simanowski 2018, S. 23ff.

33 Ebd., S. 49.

34 Vgl. hierzu auch Hornuff 2020.

35 Taggart 2000, S. 91ff.

populärkulturelle »Mythomotorik« anschließen kann, die sie mit resonanzstarken und in anderen Kontexten gut etablierten Kollektivsymbolen, Semantiken und Narrativen versorgt.³⁶ Dazu partizipiert sie an der Gattungslogik des Melodramas, das vor allem den Affekthaushalt des Hollywood-Kinos organisiert.³⁷ In gewisser Weise baut die populistische Kommunikation auf einer Übersetzungsleistung auf, die den Inhalt der in der Populärkultur zirkulierenden Erzählungen hinsichtlich ihrer politischen Logik durchleuchtet und entsprechend für die emotionsgeladene Ausgestaltung der eigenen Gesellschaftsfiktionen adaptiert. Im Dienste einer »narrativen Militarisierung ethnonationalistischer Strebungen«³⁸ kann Populärkultur so etwa als Bildspender und Trigger von Angst-Lust begleiteten populistischen Katastrophenphantasien fungieren. Schließlich zirkuliert gerade hier eine Vielfalt an resonanzstarken kulturellen Skripten von Bedrohung und Feindschaft, die in der populistischen Übertragung zu vermeintlich adäquaten Gegenwartsbeschreibungen einer Gesellschaft im »molekularen Bürgerkrieg«³⁹ avancieren.

Im Horizont des hier skizzierten Ansatzes versuchen die Beiträge des vorliegenden Bandes populistische Kommunikation als eine Strategie begreifbar zu machen, die mittels invektiv imprägnierter Rhetoriken, Bildwelten, Dramaturgien und Inszenierungsweisen auf eine affektive und emotionale Modulation ihrer jeweiligen Adressatenkreise abzielt. Es geht darum zu zeigen, wie symbolische Herabsetzung und Ausgrenzung auf der Basis gegebener medialer Möglichkeiten dazu genutzt wird, Affekte zu mobilisieren, emotionale Ordnungen zu etablieren und hegemoniale Machtansprüche voranzutreiben. Dass ein solcher – im weitesten Sinne medienkulturwissenschaftlicher – Ansatz fruchtbar sein kann, möchte dieser Band dokumentieren. Sein Ziel ist es, anhand exemplarischer Fallstudien einige Aspekte der für den Populismus typischen Ästhetisierungsweise von Politik präziser in

36 Vgl. zum Konzept der Mythomotorik Assmann 1992, S. 45: »Jede Gesellschaft hat ihre Mythomotorik, d. h. einen Komplex narrativer Symbole, fundierender und mobilisierender Geschichten, die gegenwartsdeutend und zukunftsweisend wirken.« Stellt man Assmanns Überlegung in einen Dialog mit aktuellen Zeitdiagnosen zur »breiten Gegenwart« (Gumbrecht 2010) oder zum »presentism« (Hartog 2015), ist es plausibel, die Populärkultur als eine gegenwartskulturelle Agentur der Mythomotorik zu fassen.

37 Populistische Narrative sind melodramatische Narrative. Sie präsentieren »sensationalistische Deutungen, die an das Empörungsvermögen des Publikums appellieren. [...] Melodramatische Narrative sind stets so konstruiert, dass sie ohne Umschweife [...] affektiv besetzt werden können.« Warstat 2018, S. 123.

38 Koschorke 2018, S. 110.

39 Enzensberger 1993.

den Blick zu rücken. Für die Ergreifung der Ursachen und Konsequenzen des Populismus sind politik- und demokratietheoretische Überlegungen zentral. Es gilt, sie in Dialog zu bringen mit ideologie-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen.

Orientiert an wichtigen Strukturmomenten, die vorangehend herausgehoben wurden, sind die Beiträge in vier Abteilungen gegliedert. Neben einem einleitenden Teil, der die Problematik in Form übergreifender *Annäherungen* zu erfassen versucht, sind dies: *Gefühlspolitiken*, *Medien* und *Pop*.

Nach der Konturierung des Fragehorizontes durch die Herausgeber beschreibt *Caspar Hirschi* in den *Annäherungen* populistische Kommunikationsstrategien mit Blick auf die Vielfalt von deren Repertoires als Maskenspiel und als spezifisches Konfliktverhalten. Dabei stellt er heraus, dass das kommunikative Ziel in der Eskalation politischen Streits liegt. Dieses Verhalten wirke auch auf den Umgang der liberalen, progressiven Öffentlichkeit mit Konflikten zurück. Hirschi beobachtet eine veränderte Dissenztoleranz, die ein Erstarken populistischer Politik selbst begünstigt und eine Gefahr für den demokratischen Meinungsstreit generell sein kann. *Niels Werber* geht in seinem Beitrag dem Zusammenhang zwischen Herablassung und Herabsetzung im Zeichen des Populären nach. Ausgehend von historischen Konstellationen der Herablassung gesellschaftlicher Eliten gegenüber dem Populären im 18. Jahrhundert erörtert er die notwendig einzubeziehende Publikumperspektive bei der Analyse populistisch-invektiver Herabsetzungen, um den triadischen Strukturen Rechnung zu tragen, die populistische Kommunikation ausmachen.

Der Abschnitt *Gefühlspolitiken* versammelt drei Beiträge, die Strukturen und Wirkmechanismen populistischer Affektkulturen anhand unterschiedlich gelagerter Fallstudien ausleuchten. *Lars Koch* analysiert, wie rechtspopulistische Kommunikation über spezifische Emotionsregimes diskursive Evidenz erzeugt. Im Zentrum steht dabei die Herstellung von Feindbildern, die über Gefühlsintensitäten wie Angst, Ohnmacht, Kränkung oder Hass affektiv bewirtschaftet werden. Koch zeigt, dass die rechtspopulistische Logik unüberwindbarer Feindschaft auf eine Vielzahl kommunikativer Ressourcen, von der Politikerrede bis zu popkultureller Ästhetik etwa in Kino-Blockbustern zurückgreifen kann. Eine andere, stark emotional besetzte Kategorie populistischer Kommunikation ist die der Heimat. *Jörn Ahrens* untersucht in seinem Beitrag anhand von politischer Rhetorik Funktionen und Funktionsweisen gegenwärtiger populistischer Heimatdiskurse. »Heimat«

erscheint hier als Konzept, das in Verbindung mit emotional aufladbaren Variablen wie Herkunft, Verlust oder Zusammenhalt über exkludierende und inkludierende Mechanismen zentral bei Prozessen der Identitätsbildung wirkt. Dass invektive, affektiv grundierte Strukturen die Kommunikation neurechter Akteure prägen, macht *Judith Goetz* in ihrer Analyse eines Videoblogs der Identitären Bewegung deutlich. Der hier vordergründig behauptete Respekt dem Fremden gegenüber erweist sich als unterminiert durch einen kulturalistischen Rassismus, der sich auf der Grundlage von Herabsetzung und Ausgrenzung in den Dienst von Vergemeinschaftungsprozessen stellt.

Mit der dritten Sektion des Bandes werden unter dem Rubrum *Medien* unterschiedliche Gestaltungsweisen populistischer Kommunikation in Abhängigkeit von ihren medialen Erscheinungsformen fokussiert. *Jens Eder* untersucht, wie Rechtspopulist*innen Videos in Sozialen Medien einsetzen, insbesondere auf YouTube und Facebook. Durch ein breites Spektrum audiovisueller, narrativer und rhetorischer Formen adressieren sie diverse rechte Milieus auf unterschiedliche Weise und nutzen die Eigenlogik verschiedener Plattformen, arbeiten aber zugleich auf gemeinsame Großerzählungen und Affektstrukturen hin. Auch *Maren Lebmann* widmet sich populistischer Kommunikation in sozialen Netzwerken, allerdings aus einer soziologischen, systemtheoretisch informierten Perspektive. Unter Rückgriff auf Niklas Luhmann beschreibt sie die Spezifik dieser Kommunikation als enthemmter Dissens, dessen Form sich vor allem den strukturellen Voraussetzungen der digitalen Netze verdankt. Anschaulich wird diese Enthemmung im Beitrag von *Maik Fielitz*, der digitalen Hasskulturen in rechten Internet-Foren, Webseiten und Influencer-Kanälen in den Blick nimmt. Er macht am Beispiel von satirischen, invektiven Memes deutlich, dass diese Kulturen insbesondere auf bildbasierte Kommunikation setzen und mit ihr affektive Zugänge zur politischen Gemeinschaft legen. Mit der Inszenierung von Körperposen in rechtspopulistischen visuellen Kulturen steht bei *Julia Prager* ein weiteres Phänomen bildbasierter Kommunikation im Mittelpunkt. Unter Rückgriff auf Aby Warburgs Konzept der Pathosformel zeigt sie anhand von Internetauftritten der Identitären Bewegung Topik und Assoziationsmuster von Bildformeln, die bis in die NS-Ästhetik zurückreichen und das Publikum politisch affizieren sollen. Damit schließt sie im Band an den Beitrag von Judith Goetz an. Dass rechtspopulistische Kommunikationsstrategien keineswegs nur auf offene Konfrontation mit eindeutigen Botschaften setzen, sondern sich auch hybride, spielerische Ausdrucksformen

der Postmoderne aneignen, zeigt der Beitrag von *Jörg Scheller* anhand von rechten Bildkulturen im Netz. Im Kontext von »zivilisationistischen« Argumentationsmustern, die weder auf traditionelle nationalistische Formeln reduzierbar sind, noch in binären Schemata von links/rechts aufgehen, entfalten sie eine visuelle Rhetorik, die subtil auf Herabsetzung und Ausgrenzung zielt.

Unter der Überschrift *Pop* gehen schließlich in der vierten und letzten Abteilung des Bandes drei Beiträge dem engen Verhältnis von Populismus und Populärkultur nach. *Gunnar Schmidt* analysiert aktuelle Superheldenfilme, die als Produkte mit breit gefächerter Zielgruppenansprache gesellschaftliche Problem- und Gefühlslagen aufnehmen und aufgrund ihrer narrativen Polyvalenz und ihrem ambivalenten Gefühlsmanagement ein Massenpublikum ansprechen. Dabei entfalten sie narrative und bildästhetische Strukturen, die populistische Ideologeme bestätigen und verstärken können. Auch Popmusik reagiert auf die Befindlichkeiten eines Massenpublikums und vermag über emotive Strukturen politische Positionierungen zu adressieren. *Niels Penke* zeigt dahingehend am Beispiel Andreas Gabaliers, wie in dessen Liedern und der Selbstinszenierung des Sängers der affektiv besetzte, populäre Heimatdiskurs mit strategischer Ambivalenz entfaltet wird und im Dienste exkludierender Identitätsbildungen und Feinsetzungen wirken kann. Penkes Beobachtungen vervollständigen die vorangehenden Überlegungen von Jörn Ahrens zur zentralen Rolle von »Heimat« in populistischer Rhetorik. Der letzte Beitrag des Bandes nimmt mit dem Rap in Verbindung mit Musikvideo-Clips ebenfalls populäre Musikkultur und ihr populistische Kommunikationspotenziale in den Blick: *Jan Süselbeck* identifiziert in Kollegahs Rap-Video *Apokalypse* klassische Verschwörungsmythen die als antisemitisches Affekt-Szenario zwischen Comic- und Videospieleästhetik modelliert und popularisiert werden. Einmal mehr wird hier deutlich, dass sich populistische Kommunikation wesentlich auf der Basis emotiver und affektgenierender Strukturen zwischen dem Polen Feindsetzung und Selbstviktimsierung entfaltet.

Gedankt sei an dieser Stelle allen Kolleg*innen, die bei der Entstehung dieses Bandes mitgewirkt haben. Neben den Träger*innen des Bandes sind dies insbesondere Julie Mrosła, die das Manuskript mit großer Sorgfalt und Akkuratess redaktionell betreut hat, sowie Jürgen Hotz vom Campus-Verlag, der den Publikationsprozess begleitet hat.

Literatur

- Ahmed, Sara, *The Cultural Politics of Emotion*, Edinburgh 2014.
- Assmann, Jan, »Frühe Formen politischer Mythomotorik. Fundierende, kontrapräsentische und revolutionäre Mythen«, in: Ders./Dietrich Harth (Hg.), *Revolution und Mythos*, Frankfurt am Main 1992, S. 39–61.
- Berlant, Lauren, *Cruel Optimism*, Durham/London 2011, S. 191–200.
- Brinkmann, Heinz Ulrich/Panreck, Isabelle-Christine (Hg.), *Rechtspopulismus in Einwanderungsgesellschaften. Die politische Auseinandersetzung um Migration und Integration*, Wiesbaden 2019.
- Broch, Hermann, *Massenwahntheorie*, Frankfurt am Main 1995.
- Detering, Heinrich, *Was heißt hier »wir«? Zur Rhetorik der parlamentarischen Rechten*, Stuttgart 2019.
- Eatwell, Roger/Goodwin, Matthew, *National Populism. The Revolt Against Liberal Democracy*, London 2018.
- Enzensberger, Hans Magnus, *Aussichten auf den Bürgerkrieg*, Frankfurt am Main 1993.
- Fassin, Eric, *Revolte oder Ressentiment. Über den Populismus*, Berlin 2019.
- Fitzj, Gregor/Mackert, Jürgen/Turner, Bryan S. (Hg.), *Populism and the Crisis of Democracy*, 3 Bde., New York 2019.
- Gumbrecht, Hans-Ulrich, *Unsere breite Gegenwart*, Berlin 2010.
- Hartog, Francois, *Regimes of Historicity. Presentism and Experiences of Time*, New York 2015.
- Hornuff, Daniel, *Hassbilder. Digitale Bildkulturen*, Berlin 2020.
- Ionescu, Ghita/Gellner, Ernest (Hg.), *Populism. Its Meaning and National Characteristics*, London 1969.
- Jensen, Uffa, *Zornpolitik*, Berlin 2017.
- Judis, John B., *The Populist Explosion. How the Great Recession Transformed American and European Politics*, New York 2016.
- Kittsteiner, Heinz-Dieter, »Die Angst in der Geschichte und die Re-Personalisierung des Feindes«, in: Ders., *Wir werden gelebt. Formprobleme der Moderne*, Hamburg 2006, S. 103–128.
- Koch, Lars/Nanz, Tobias/Rogers, Christina, »The Great Disruptor. Eine Annäherung«, in: Lars Koch/Tobias Nanz/Christina Rogers (Hg.), *The Great Disruptor. Trump, die Medien und die Politik der Herabsetzung*, Stuttgart 2019, S. 1–19.
- Konzeptgruppe »Invektivität«, »Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften«, in: *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift*, 2, 1, 2017, S. 2–24, letzter Zugriff: 16.3.2020, https://tu-dresden.de/gsw/sfb1285/forschung/forschungsprogramm?set_language=de.
- Koppetsch, Cornelia, *Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter*, 2., durchgesehene und korrigierte Auflage, Bielefeld 2019.
- Koschorke, Albrecht, »Denken Populisten primär ökonomisch?«, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 17.11.2018, letzter Zugriff: 16.3.2020, <https://www.nzz.ch/feuilleton/denken-populisten-primar-oekonomisch-ld.1436082>.

- Koschorke, Albrecht, »Linksruck der Fakten«, in: *ZMK*, 9, 2, 2018, S. 107–118.
- Lengfeld, Holger/Dilger, Clara, »Kulturelle und ökonomische Bedrohung. Eine Analyse der Ursachen der Parteidentifikation mit der ›Alternative für Deutschland‹ mit dem Sozio-ökonomischen Panel 2016«, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 47, 3, 2018, S. 181–199.
- Link, Jürgen, *Normalismus und Antagonismus in der Postmoderne. Krise, New Normal, Populismus*, Göttingen 2018.
- Lordon, Frédéric, *Les Affects de la politique*, Paris 2016.
- Massumi, Brian, *Politics of Affect*, Cambridge 2015.
- Marchart, Oliver, *Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft*, Berlin 2013.
- Marchart, Oliver, »Liberaler Antipopulismus. Ein Ausdruck von Postpolitik«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 44–45, 2017, letzter Zugriff: 16.3.2020, <https://www.bp.b.de/apuz/258497/liberaler-antipopulismus-ein-ausdruck-von-postpolitik>.
- Manow, Philip, *Die politische Ökonomie des Populismus*, Berlin 2018.
- Moffitt, Benjamin, *The Global Rise of Populism. Performance, Political Style, and Representation*, Stanford 2016.
- Moffitt, Benjamin, *Populism*, Cambridge 2020.
- Mohrmann, Judith, *Affekt und Revolution*, Frankfurt am Main 2015.
- Mouffe, Chantal, *Für einen linken Populismus*, Berlin 2018.
- Mounk, Yascha, *Der Zerfall der Demokratie. Wie der Populismus den Rechtsstaat bedroht*, München 2018.
- Mudde, Cas/Kaltwasser, Cristóbal Rovira, *Populism. A Very Short Introduction*, Oxford 2017.
- Müller, Jan-Werner, *Was ist Populismus? Ein Essay*, Berlin 2016.
- Müller, Jan-Werner, *Furcht und Freiheit. Für einen anderen Liberalismus*, Berlin 2019.
- Müller, Michael/Precht, Jörn (Hg.), *Narrative des Populismus. Erzählmuster und -strukturen populistischer Politik*, Wiesbaden 2019.
- Olschanski, Reinhard, *Der Wille zum Feind. Über populistische Rhetorik*, Paderborn 2017.
- Priester, Karin, »Umriss des populistischen Narrativs als Identitätspolitik«, in: Michael Müller/Jörn Precht (Hg.), *Narrative des Populismus. Erzählmuster und -strukturen populistischer Politik*, Wiesbaden 2019, S. 11–25.
- Reckwitz, Andreas, *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Frankfurt am Main 2017.
- Protevi, John, *Political Affect*, Minneapolis 2009.
- Sasse, Sylvia, »Verkehrungen ins Gegenteil. Zur Karnevalisierung von Politik«, in: *Geschichte der Gegenwart*, 2.11.2016, letzter Zugriff: 20.3.2020, <https://geschichtedergegenwart.ch/verkehrungen-ins-gegenteil-zur-karnevalisierung-von-politik>.
- Schellhöh, Jennifer/Reichertz, Jo/Heins, Volker M./Flender, Armin (Hg.), *Groß-erzählungen des Extremen. Neue Rechte, Populismus, Islamismus, War on Terror*, Bielefeld 2018.
- Schmitt, Carl, *Der Begriff des Politischen*, Berlin (West) 1963.

- Simanowski, Roberto, *Stumme Medien*, Berlin 2018.
- Slaby, Jan, »Affekt und Politik. Neue Dringlichkeiten in einem alten Problemfeld«, in: *Philosophische Rundschau*, 64, 2, 2017, S. 134–162.
- Stegemann, Bernd, *Das Gespenst des Populismus. Ein Essay zur politischen Dramaturgie*, Berlin 2017.
- Taggart, Paul A., *Populism*, Buckingham 2000.
- Warstat, Matthias, *Soziale Theatralität. Die Inszenierung der Gesellschaft*, München 2018.
- Werber, Niels, »Donald Trumps Medien«, in: Lars Koch/Tobias Nanz/Christina Rogers (Hg.), *The Great Disruptor. Trump, die Medien und die Politik der Herabsetzung*, Stuttgart 2019, S. 115–133.

Reaktionärer und progressiver Populismus. Zur Vielfalt des populistischen Repertoires in Geschichte und Gegenwart

Caspar Hirschi

I. Politik der reaktionären Gegenmoral. Zum Rechtspopulismus der Gegenwart

Populismus ist für die Wissenschaft ein glitschiger Fisch. Versucht man ihn zu fassen, entweicht er einem durch die Finger, und zurück bleibt nur ein strenger Geruch. Bis heute gibt es weder Einigkeit noch Gewissheit, was unter Populismus zu verstehen ist, worin seine Ursachen liegen, welche Konsequenzen er hat, wie er an Einfluss gewinnt und verliert. Grund dafür sind keineswegs Schwächen der Forschung. Kaum ein Zweig der Geistes- und Sozialwissenschaften trägt derzeit reichere Früchte als die Populismusforschung. Es liegt am Untersuchungsobjekt selbst.

Der Populismus gehört zu jenen Phänomenen, die sich unter wissenschaftlicher Beobachtung laufend verändern. Untersuchte Parteien und Personen passen ihr Verhalten den Ergebnissen ihrer Erforschung an, sei es um analytische Zugriffe abzuwehren, Erklärungsansätze ins Leere laufen zu lassen oder für eigene Rechtfertigungsstrategien zu nutzen. Das geht nicht zuletzt deshalb leicht, weil in der Populismusforschung die Grenze zur Populärwissenschaft fließend ist und auch akademische Autoren ein breites Publikum erreichen, wie die publizistischen Erfolge von Jan-Werner Müllers *Was ist Populismus?* oder Roger Eatwells und Matthew Goodwins *National Populism* zeigen. Damit ist der Populismus zu einem gewissen Grad ein Geschöpf seiner wissenschaftlichen Beschreibung, wenn auch ein widerspenstiges. Wer sich mit ihm befasst, muss erst einmal das Spiel durchschauen, das die Untersuchungsobjekte mit ihren Beobachtern treiben.

Es ist ein Spiel, dem nicht nur Forschende ausgesetzt sind, sondern letztlich alle, die den Populismus theoretisch oder politisch in den Griff bekommen wollen. Per Leo beschreibt es am Beispiel der AfD als Maskenspiel, in dem jeder Demaskierungsversuch nur eine neue Maske zum Vorschein bringe: »Hinter der Maske des Faschisten erscheint die Maske des Demo-

kraten, hinter der Maske des Rebellen die des Bürgers, hinter der Maske Mussolinis die Stauffenbergs, hinter der Maske des Täters die des Opfers, hinter der Maske des nationalen Sozialisten die des libertären Freigeistes, hinter der Maske des Antisemiten die des antiislamischen Israelfreundes, hinter der Maske des Islamfeindes die des Feministen, hinter der Maske des Rassisten die des Völkerpluralisten, hinter der Maske des Menschenfeindes die des Christen.«¹

Was kann der Sinn des Spiels sein? Folgt man Per Leo, soll es die Entlarver entlarven – als Ebenbild dessen, was sie bekämpfen. Rechtspopulisten drehen mit ihrer Maskerade an einer Eskalationsspirale, bis sich beide Seiten, wie an der Frankfurter Buchmesse 2017 geschehen, mit »Nazi raus!«-Parolen niederbrüllen. Es geht darum, die Gegner des Populismus in »die Falle der Feindschaft« zu locken, so dass auch sie den Boden der demokratischen Streitkultur verlassen. Gelingt dies, können Populisten ihrerseits die Maske der besorgten Demokraten aufsetzen und ihre Abbrucharbeit am Meinungspluralismus im Namen ebendieses Meinungspluralismus fortführen.

Ein solches Spiel kann nur treiben, wer sich nicht auf eigene Werte und schon gar nicht auf eine geschlossene Ideologie berufen muss, sondern in der Verhöhnung des Gegners aufgehen kann. Der Gegenwartspopulismus in Europa und Amerika wird von einer reaktionären Antipolitik geleitet, die problemlos ohne einen positiv besetzten Fluchtpunkt auskommt. Die vielbeschworene Alternative zur Politik des »Establishment« setzt sich aus der Negation all dessen zusammen, wofür das Establishment angeblich steht. Populisten reagieren mit ihrem Nationalchauvinismus auf den progressiven Internationalismus, mit ihrer Überhöhung »abendländischer« Werte auf die Ablehnung des eurozentrischen Universalismus und mit ihren verbalen Grenzüberschreitungen auf die Gebote des diskriminierungsfreien Sprechens. Im reaktionären Habitus liegt die spezifische Un-Fassbarkeit des Populismus, die ihn unter Gegnern wie Anhängern zu einer Projektionsfläche für völlig divergierende Vorstellungen und Erwartungen macht.

Diese Un-Fassbarkeit ist für die Populismusforschung zugleich eine wissenschaftliche und politische Herausforderung. Wissenschaftlich stellt sich das Problem, dass ein Untersuchungsgebiet, in dem es keinen Basiskonsens gibt, wie der Gegenstand zu beschreiben, geschweige denn zu erklären ist, zwangsläufig eine Vielfalt an unvereinbaren Analysen und Theorien hervorbringt. Entsprechend groß ist die Gefahr der Parzellierung, Lagerbildung

1 Leo 2019.

und wechselseitigen Abschottung. Um ihr zu entgegen, bedarf es einer starken Debattenkultur, und zwar nicht etwa, um divergierende Erklärungsansätze in einem Konsens aufzulösen, sondern um sie unter wechselseitiger Kritik zu schärfen und zu stärken. Das geht nur, wenn Forschende zusätzlich zur Diskussionsbereitschaft eine hohe Dissenstoleranz aufbringen. Erfreulicherweise ist diese in der Populismusforschung aktuell in hohem Maße vorhanden. Sie verdankt sich dem banalen, aber fundamentalen Konsens, dass es so etwas wie eine populistische Populismusforschung nicht geben kann. Die Terminologien und Theorien mögen noch so weit auseinander liegen, sie werden gemeinsam diskutiert und publiziert. Jüngstes Zeugnis davon gibt die dreibändige, von Gregor Fitzi, Jürgen Mackert und Bryan Turner herausgegebene Aufsatzsammlung *Populism and the Crisis of Democracy*, aus der ein wissenschaftlicher Pluralismus weht, wie er gerade in stark politisierten Forschungsfeldern selten geworden ist.²

Tatsächlich kann, wer zum Populismus forscht, der Politik nicht entrinnen. Dies im doppelten Sinne: Man bringt die Politik nicht aus der Forschung und die Forschung nicht aus der Politik heraus. Jeder wissenschaftliche Zugang hat politische Implikationen, und sei es nur, weil er den Populismus in der Mitte, am Rand oder außerhalb der demokratischen Praxis verortet. Entsprechend naheliegend ist es, dass wissenschaftliche Aussagen ins argumentative Arsenal von Politikern und Parteien eingehen und ein zweites Leben als Waffe in der politischen Arena führen. Nur ist es nicht so, dass Forschende selber vorseuen, steuern oder einschränken können, wer von ihren Aussagen für welche Zwecke Gebrauch macht. Dafür ist die Politik, ob sie nun populistisch oder antipopulistisch eingestellt ist, zu autonom.

Umgekehrt gilt dies jedoch nicht. Gerät die Populismusforschung in die politische Polarisierungsmühle, kann ihre Autonomie Schaden nehmen. Solange die wissenschaftliche Diskussion an ihren eigenen Standards der empirischen Evidenz und theoretischen Konsistenz orientiert bleibt, besteht keine Gefahr. Heikel wird es jedoch, sobald beim Entwerfen eigener und Bewerten fremder Argumente Kriterien der politischen Opportunität jene der wissenschaftlichen Qualität überlagern. Die Versuchung dazu ist besonders groß, wenn Populisten bestimmte Forschungspositionen in ihr Provokations- und Legitimationsspiel aufnehmen. Geben ihr Wissenschaftler nach, indem sie die Vertreter dieser Positionen aufgrund ihrer politischen

² Fitzi/Mackert/Turner 2019.

Instrumentalisierung neu bewerten, etwa als »Vordenker des Populismus« oder »unschuldig Missbrauchte«, werden sie selbst Teil des politischen Spiels und richten ihre Dissenstoleranz und ihr Diskussionsverhalten an nicht-wissenschaftlichen Kriterien aus. Welche Konsequenzen das für die Autonomie der Populismustheorie haben kann, zeigt sich exemplarisch an der Kontroverse um Alexander Gaulands Gastbeitrag in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* von Anfang Oktober 2018.³

Gaulands wissenschaftlich basierte »Selbstanalyse«

Gauland hatte wenige Monate vor der Publikation seines *FAZ*-Artikels einen Entrüstungssturm provoziert, als er in einer Rede Hitler und die Nazis als »Vogelschiss in unserer über 1000-jährigen Geschichte« bezeichnete. Nun trug er die Maske des selbstreflexiven Theoretikers. Im Stil eines Zeitdiagnostikers präsentierte er eine kausale Erklärung des Gegenwartspopulismus vor, die einer uneingestanden Aneinanderreihung von massenmedial eingedampften Forschungspositionen gleichkam.

Sein Artikel beginnt mit einer Zurückweisung von Jan-Werner Müllers breit rezipierter Definition, Populisten zeichneten sich durch einen »moralischen Alleinvertretungsanspruch« des Volkes aus, der »alle anderen vermeintlichen Repräsentanten der Bürger« als illegitim disqualifiziere.⁴ Gauland wendet sich jedoch nicht direkt gegen Müller, sondern gegen Wolfgang Schäuble, der ein paar Tage zuvor in seiner Rede zum Tag der deutschen Einheit mit Blick auf die AfD mahnte, niemand habe das Recht zu behaupten, »er allein vertrete »das Volk.«« Darauf entgegnet der AfD-Vorsitzende: »Wir sind nicht »das« Volk, aber wir wollen, dass das Volk mehr direkten politischen Einfluss bekommt.« Aus der Fremddiagnose einer Partei mit eingeschränkter Demokratiefähigkeit wird die Selbstdeutung als Vorkämpferin eines Demokratieausbaus.

Danach stellt Gauland die Ursachenfrage. Seine Antwort erfolgt unter Rückgriff auf einen Erklärungsansatz, der nach dem Brexit-Referendum in Großbritannien von verschiedener Seite vorgebracht wurde, aber bereits in globalisierungskritischen Diskursen um 2000, etwa bei Ralf Dahrendorf, angelegt war.⁵ Am einprägsamsten hat ihn der Publizist David Goodhart ver-

³ Gauland 2018, o. S.

⁴ Müller 2016, S. 188, 194.

⁵ Collier 2017; ders. 2018; Goodhart 2017; Dahrendorf 2000.

treten. Goodhart argumentiert in seinem Buch *The Road to Somewhere*, dessen »Launch« 2017 am European Institute der London School of Economics erfolgte, der Populismus sei eine Revolte der eher konservativen, moderat nationalistischen, regional verwurzelten, wirtschaftlich prekären und politisch vernachlässigten »Somewheres« gegen die progressiven, kosmopolitischen, mobilen, wirtschaftlich erfolgreichen und politisch privilegierten »Anywheres«. Premierministerin Theresa May hatte dem Dualismus den Boden bereitet, als sie am Tory-Parteitag 2016 das Brexit-Votum als Absage an kosmopolitische Werte interpretierte, sich mit den »people down the road« in ihrer Auflehnung gegen die »international elites« solidarisierte und ihre Brexit-Bekehrung mit dem Spruch beging: »If you believe you're a citizen of the world, you're a citizen of nowhere.«

Gauland klingt wie Goodhart, wenn er von einer »globalisierten Klasse« spricht, die sich nach dem Ende des Ost-West-Konflikts herausgebildet und als neue urbane Elite etabliert habe. Ihre Mitglieder fühlten sich als Weltbürger, seien kulturell bunt, aber sozial exklusiv, arbeiteten in internationalen Organisationen, Start-ups, Universitäten, Stiftungen, Parteien und Medien und gäben kulturell und politisch den Takt vor. Gaulands »globalisierte Klasse« entspricht dem Konzept der »Anywheres« bis auf den Namen: »Wenn sie zum Jobwechsel von Berlin nach London oder Singapur ziehen, finden sie überall ähnliche Appartements, Häuser, Restaurants, Geschäfte und Privatschulen.«

Sobald Gauland jedoch auf die Gegenseite zu sprechen kommt, wendet er sich von David Goodhart ab und Andreas Reckwitz zu. Er stellt der »globalisierten Klasse« keine soziale Einheitsfront gegenüber, sondern »zwei heterogene Gruppen«, die Reckwitz' Kategorien der »alten Mittelklasse« aus kulturell abgewerteten Bürgern mit sesshaft-kleinstädtischer Prägung und der wachsenden »Unterklasse« aus altem Proletariat und neuem Subproletariat nachgebildet sind.⁶ In der AfD seien die standortgebundene »bürgerliche Mittelschicht« und »einfache Menschen, deren Jobs oft miserabel bezahlt werden oder nicht mehr existieren«, eine Allianz eingegangen, beruhend auf gemeinsamer Heimatverbundenheit. Gaulands »globalisierte Klasse« nimmt in dieser Dreiecksbeziehung nun die Gestalt von Reckwitz' »neuer Mittelklasse« an, den kulturell hegemonialen, geographisch mobilen, akademisch gebildeten und urban sozialisierten Vorreitern der »Gesellschaft der Singularitäten«.

⁶ Reckwitz 2017, S. 281ff.

Am Schluss des Artikels warnt Gauland vor dem Verlust zivilisatorischer Kernereigenschaften durch den »Egoismus der Globalisten«. Dazu zählt er »den inneren Frieden, den Rechtsstaat, die soziale Sicherheit, die Gleichberechtigung der Frau, die Meinungs- und Religionsfreiheit«. Die eigentliche Pointe besteht jedoch darin, dass er diese Selbstverständlichkeiten jeder liberalen Demokratie unter den Dachbegriff »Heimat« stellt. Damit platziert er die Rechtspopulisten in der Mitte der Gesellschaft, als Anwälte aller Bürgerinnen und Bürger, die um die Zukunft des demokratischen Nationalstaats besorgt sind. Die AfD soll als direkt-demokratisches Korrektiv einer aus den heimatlichen Fugen geratenen Oligarchie erscheinen.

Sieht man die Bezüge zu unterschiedlichen Positionen der Populismusforschung, liest sich Gaulands Artikel wie ein Versuch der intellektuellen Nobilitierung und politischen Normalisierung der AfD. Dazu würde auch passen, dass der Text zu einem Zeitpunkt erschien, als der Partei wegen des Höcke-Flügels und der Jungen Alternativen eine Beobachtung durch den Verfassungsschutz drohte, weshalb es gerade gelegen kam, in der *FAZ* die bürgerliche Maske überzustülpen.

Wie hätte man auf den Artikel angemessen reagieren können, ohne sich auf das populistische Spiel einzulassen? Politisch wäre zu diskutieren gewesen, warum eine nationale Qualitätszeitung wie die *FAZ* dem Präsidenten einer Partei, die mit dem Begriff der Lügenpresse Politik macht, zu einem kritischen Zeitpunkt eine Bühne gab, um sich in ein vorteilhaftes Licht zu rücken. Wissenschaftlich hätte interessiert, weshalb ein führender Populist einer Politik, die oft genug antiwissenschaftliche Affekte bedient, mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Erklärungsschablonen Legitimation zu verleihen versuchte. Weder die eine noch die andere Diskussion fand statt. Stattdessen entzündete sich eine Kontroverse, die ganz in den Bahnen des von Per Leo beschriebenen Drehbuchs ablief und in einen Kollateralschaden für die Populismustheorie mündete.

Sie begann damit, dass der Historiker und Antisemitismusspezialist Wolfgang Benz im *Tagesspiegel* eine vergleichende Textanalyse veröffentlichte, die Gauland als Nachahmer Hitlers überführen sollte. Benz wies auf Parallelen zwischen Gaulands Beschreibung der »globalisierten Klasse« und einer Rede von 1933 hin, in der Hitler von einer »kleinen wurzellosen Clique, die die Völker gegeneinander hetzt«, gesprochen hatte.⁷ Für Benz war Gau-

⁷ Die Passage in Hitlers Rede: »Es sind das die Menschen, die überall und nirgends zuhause sind, sondern die heute in Berlin leben, morgen genauso in Brüssel sein können, über-

lands Text »so eng an den Hitlers angeschmiegt«, dass eine Paraphrase vorliegen müsse. Sie wirke so, »als habe sich der AfD-Chef den Redetext des Führers von 1933 auf den Schreibtisch gelegt, als er seinen Gastbeitrag für die ›FAZ‹ schrieb«. Kurz danach stellte sich heraus, dass die betreffende Passage anderswo abgeschrieben war.⁸ Gauland hatte nicht Hitler anno 1933 paraphrasiert, sondern einen Zeitungsartikel von 2016 aus dem *Tagespiegel* plagiiert, in welchem der Blogger Michael Seemann, inspiriert von Ralf Dahrendorf, die kulturelle und politische Dominanz der »globalisierten Klasse« für den Aufstieg des Rechtspopulismus verantwortlich machte.⁹

Im Lager der Rechtspopulisten störte sich niemand daran, dass der Parteivorsitzende abgeschrieben hatte. Umso mehr kostete man den Triumph der fehlgeleiteten *Reductio ad Hitlerum* aus. Martin »Lichtmesz« Semlitsch moierte sich in der *Sezession* über das »herrliche Fettnäpfchen« und wies genüsslich darauf hin, wie eng sich Gauland an Seemann »anschmiege«.¹⁰ Derweil spielte sich der Plagiator selbst vor versammelter Parteiprominenz in Schnellroda nochmals als Populismustheoretiker auf und rezitierte seine abgeschriebenen Sätze teils wörtlich, diesmal jedoch mit expliziter Bezugnahme auf Goodhart und Dahrendorf (nicht aber auf Seemann). Die Videoaufnahme des Vortrags ließ er auf YouTube hochladen.

Bedrohlich für die Autonomie der Forschungsdiskussion wurde es jedoch erst in dem Moment, als Historikerkollegen Benz zu Hilfe eilten und versuchten, sein Verdikt einer Hitlerparaphrase und die Kritik an der »glo-

morgen in Paris und dann wieder in Prag oder Wien oder in London, und die sich überall zu Hause fühlen.« Das Publikum hatte lautstark ergänzt: »Juden!«; Benz 2018, o. S.

8 Vgl. Boeselager 2018.

9 Bei Seemann heißt es: »Es gibt heute eine globalisierte Klasse der Informationsarbeiter, [...] die viel homogener und mächtiger ist als sie denkt. [...] Es ist eine Klasse, die fast ausschließlich in Großstädten lebt, die so flüssig Englisch spricht wie ihre Muttersprache, für die Europa kein abstraktes Etwas ist, sondern eine gelebte Realität, wenn sie zum Jobwechsel von Madrid nach Stockholm zieht. [...] Diese neue globalisierte Klasse sitzt in den Medien, in den StartUps und NGOs, in den Parteien, und weil sie die Informationen kontrolliert (liberal media, »Lügenpresse«), gibt sie überall kulturell und politisch den Takt vor.« Seemann 2016, o. S.; Gauland schreibt: »Diese globalisierte Klasse sitzt in den international agierenden Unternehmen, in Organisationen wie der UN, in den Medien, Start-ups, Universitäten, NGOs, Stiftungen, in den Parteien und ihren Apparaten, und weil sie die Informationen kontrolliert, gibt sie kulturell und politisch den Takt vor. Ihre Mitglieder leben fast ausschließlich in Großstädten, sprechen fließend Englisch, und wenn sie zum Jobwechsel von Berlin nach London oder Singapur ziehen, finden sie überall ähnliche Appartements, Häuser, Restaurants, Geschäfte und Privatschulen.« Gauland 2018, o. S.

10 Lichtmesz 2019, o. S.

balen Klasse« in aktuellen Populismustheorien unter einen Hut zu bringen. Das ging nur, wenn sie jene Autoren, aus deren Überlegungen Gauland seinen Text zusammengebastelt hatte, entweder in die Nähe des Antisemitismus rückten oder vom Verdacht einer Ideenverwandtschaft mit dem AfD-Vorsitzenden reinwuschen. Dazu musste die theoretische Diskussion in eine politische Freund-Feind-Logik überführt werden.

In den Spalten des *Merkur* zählte Bodo Mrozek David Goodhart, der einer amerikanisch-britischen Bankiersfamilie jüdischen Glaubens entstammt, zur »völkischen Rechten«, parallelisierte seine Biographie mit jener des AfD-Vorsitzenden und führte seinen »Ausschluss« vom Hay Festival 2013 als Beleg für den Verlust seiner Salonfähigkeit an.¹¹ Umgekehrt verfuhr Mrozek mit Ralf Dahrendorf und Michael Seemann. Dahrendorf erhielt das posthume Lob, vor zwanzig Jahren »hellsichtig vor Bodengewinnen »autoritärer Bewegungen der Rechten« gewarnt zu haben, wobei Mrozek unter schlug, dass dessen Warnung ebenfalls einer negativen Einschätzung der »globalen Klasse« entsprang.¹² Seemann wurde attestiert, er habe die Kritik an der »globalen Klasse« keineswegs selbst vertreten, »sondern als Topos der Populisten lediglich referiert, um diesen dann zu kritisieren«, was nicht ansatzweise stimmt, nahm er doch die populistischen Parolen zum Anlass, um sich und seinen Lesern eine kritische Selbstreflexion als Mitglieder der »globalen Klasse« abzufordern.¹³

11 Mrozek 2019, S. 33.

12 Für Dahrendorf trieb die »globale Klasse«, deren Interessen er um die Jahrtausendwende in »Clintons Neuen Demokraten und Blairs Labourpartei« vertreten fand, einen »impliziten Autoritarismus« und eine »Schwächung der liberalen Ordnung« voran – und das paradoxerweise zu einem Zeitpunkt, da die faschistischen und kommunistischen Feinde der Demokratie von der Bildfläche verschwunden seien. Dahrendorf ließ keinen Zweifel daran, wo er die Gefahr für die Demokratie verortete: »Es gibt keinerlei Beispiele für wirksame demokratische Institutionen jenseits des Nationalstaates. Doch operiert die globale Klasse eben dort, also jenseits des Nationalstaates. Damit wird die Demokratie zum Teil der »Kräfte des Konservatismus«, was zur Folge hat, daß wir mit dem Aufstieg der neuen Klasse das erleben, was Shmuel Eisenstadt und Larry Diamond »die Lockerung vieler institutioneller und organisatorischer Grundlagen demokratisch verfaßter Regimes« genannt haben.« Dahrendorf 2000, S. 1067; Mrozek 2019, S. 34.

13 Wenn Seemann in der von Gauland abgeschriebenen Passage über die »globalisierte Klasse der Informationsarbeiter« spricht, ergänzt er: »der die meisten von uns angehören«. Den populistischen Topos, es gebe »gar keine echte Demokratie« mehr, kommentiert er mit den Worten: »Hand aufs Herz! Ist es nicht erschreckend, dass man sich als Linker in so vielen politischen Fragen auf einmal an der Seite von Angela Merkel wähnt? Dass man anfängt, Projekte wie die Europäische Union zu verteidigen oder dass Yanis Varoufakis in pathetischen Ton verkündet, er wolle den Kapitalismus retten. Als genuin linkes Pro-

Die Reaktionen von Benz und Mrozek auf Gaulands Artikel verdeutlichen, was passiert, wenn sich Forschende von Populisten in die Falle der Feindschaft locken lassen. Im Bemühen, hinter den populistischen Masken die faschistische Fratze freizulegen, geben sie preis, was sie eigentlich verteidigen sollten: den Willen zur Differenzierung und die Orientierung an den Tatsachen. Wolfgang Benz kann sein Verdikt einer Hitler-Paraphrase nur fällen, weil er den vielstimmigen Gegenwartsdiskurs über die fehlende nationalstaatliche Verankerung globaler Eliten ausblendet und Gauland einen antisemitischen Geheimcode für rechtsextreme Kenner unterstellt: Spricht der AfD-Vorsitzende von einer »globalisierten Klasse«, die »kulturell »bunt« ist, meint er Hitlers »kleine wurzellose Clique, die die Völker gegeneinander hetzt«. Wenn man so argumentiert, kann man sich schlecht über populistische Verschwörungstheorien beklagen. Bodo Mrozek wiederum nimmt die aktuelle Kritik an Globaleliten durchaus wahr, verstellt sie aber bis zur Unkenntlichkeit im purifizierenden Bemühen, unter den Text- und Ideenlieferanten für Gaulands »neovölkisches Denken« unschuldig Missbrauchte von willigen Helfern zu separieren. Ein solches Vorgehen endet in interpretatorischer Willkür und einem grossen Giftschränk für Autoren, die in der Macht globalisierter Eliten eine Gefahr für die Demokratie oder eine Ursache für den Aufstieg des Rechtspopulismus sehen.¹⁴

In beiden Fällen sind die Konsequenzen für die Populismusforschung fatal. An die Stelle der intellektuellen Auseinandersetzung tritt die politische Stigmatisierung, ex negativo diktiert von populistischen Selbstlegitimierungsversuchen mit fremden Federn. Man entzaubert Populisten nicht, indem man sie verteufelt, und wenn man Goodhart von Gauland her liest, beschädigt man die Autonomie der Populismustheorie. Um sie zu bewahren, muss man kontroverse Theoretiker à la Goodhart, wie es Jan-Werner Müller

jekt! Gibt es nicht tatsächlich längst bei vielen Fragen einen Konsens, der über alle klassischen politischen Grenzen hinweg als »alternativlos« empfunden wird?« Zur heutigen Macht der »globalen Klasse« schreibt er, sie habe globale Standards nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch in Politik, Kultur und Moral durchgesetzt, im Wissen darum, »was die eigentliche Quelle ihrer Macht ist: Sie kontrolliert den Diskurs, sie kontrolliert die Moral.« Anders als ihre eigenen Mitglieder, die sich »mit der Gesellschaft selbst verwechselten«, merkten das die kulturell Abgehängten: »Sie merken, dass uns ihre Welt zu klein geworden ist, dass wir uns moralisch überlegen fühlen und dass wir nach Größerem streben. Vor allem merken sie, dass wir dabei erfolgreich sind, dass wir auf diesem Weg die Standards definieren, die nach und nach auch an sie selbst angelegt werden.« Seemann 2016, o. S.

14 An einem früheren Zeitungsartikel von mir gemessen, müsste ich wohl auch in diesen Giftschränk gesteckt werden. Vgl. Hirschi 2017.

und Jonathan Freedland gemacht haben, einer sachlichen, aber schonungslosen Kritik unterziehen.¹⁵ Auf diese Art zeigt sich dann auch, dass mit Kategorien wie »Anywheres« und »Somewheres« für das Verständnis des Gegenwartspopulismus nichts gewonnen ist.

Populismus als Form der politischen Konfliktführung

In der Kontroverse um Alexander Gaulands Gastbeitrag in der *FAZ* zeigt sich die Gefahr einer von allen Seiten politisierten Populismusforschung. Aber nicht nur das: Sie verdeutlicht ebenso die grundlegende Bedeutung der Streitkultur für das Aufkommen und die Auswirkungen des Populismus. Populismus äußert sich in erster Linie als eine Form von Konfliktverhalten, deren Funktion in der Eskalation des politischen Streits besteht. Populisten bedienen sich der Provokation und Polemik, wobei sie erstere mit den Mitteln der Grenzüberschreitung und des Maskenspiels, letztere mit jenen der Entrüstung und Erniedrigung betreiben. Die Berufung auf das »betrogene Volk« und die Anklage der »korrupten Elite« ist ihrem Konfliktverhalten nicht vor-, sondern nachgeordnet. Der Topos dient Populisten weniger als ideologische Motivation denn als rhetorische Legitimation zur Eskalation des politischen Streits in einem demokratischen System.

Das populistische Konfliktverhalten ist ebenso widersprüchlich wie wirkungsvoll, vor allem dann, wenn die Provokation der Polemik den Boden bereiten kann. Schaffen es Populisten, mit einer Provokation eine geharnischte Reaktion auszulösen, können sie mit Polemik nachdoppeln. So wird es möglich, dass auf den moralischen Tabubruch aus demselben Mund die moralische Empörung folgt.

Wer einem solchen Konfliktverhalten ausgesetzt ist, kann sich der Auseinandersetzung nie ganz entziehen. Es gibt verbale Grenzüberschreitungen, die eine kategorische Zurückweisung erfordern, zum Beispiel offen rassistische, homophobe oder antidemokratische Aussagen. Sobald aber jede Provokation im Graubereich des Tolerierbaren einen Entrüstungssturm zu entfachen vermag, drehen auch Antipopulisten an der Eskalationsspirale. Populisten sind darauf angewiesen, dass sie Empörung auslösen, sonst läuft ihr Konfliktverhalten ins Leere. Eskalation geht nur durch Interaktion.

¹⁵ Vgl. Müller 2019.

Den größten Gefallen erweist man ihnen, wenn man in Repliken sachlich daneben zielt oder moralisch überschießt. Dann drehen Populisten den Spieß um, beklagen sich über das ihnen begangene Unrecht und stellen ihre Kontrahenten als Heuchler hin. Um solche Situationen zu erzeugen, setzen sie zwischendurch gerne Masken der Selbstverharmlosung auf, in der Hoffnung, dass sie ihnen ebenfalls heruntergerissen werden. Schnappt die Falle zu, können Populisten ihrerseits behaupten, die Demaskierer in ihrem Furor entlarvt zu haben. Insofern ist für Gauland die Rechnung mit dem *FAZ*-Artikel voll aufgegangen.

Wie leicht Populisten die demokratische Streitkultur in einen verbalen Grabenkrieg verwandeln, wenn nahezu jede ihrer Provokationen angenommen und in massenmedialen Reinigungsritualen verdammt wird, sehen wir seit der Wahl von Donald Trump in den Vereinigten Staaten. Ebenso sehen wir, wie das moralische Überschiessen auf Seiten der Antipopulisten zum Bumerang wird. Aus den Reihen der Demokraten wurden bereits kurz nach den Wahlen Rufe nach einem Impeachment laut, ohne dass sie Beweise für ein Verbrechen des Präsidenten in der Hand hatten. Die Rufe steigerten sich zum Chor im Zuge der Ermittlungen zu *Russiagate*, doch auch diesmal blieben die erhofften Beweise aus. Als sie dann plötzlich doch vorlagen, frisch erbracht aus unerwarteter Quelle und sichtbar für alle, und den Demokraten gar nichts anderes übrigblieb, als Trump anzuklagen, fiel es den Republikanern leicht, das Impeachment als parteiische Verschwörung abzulehnen. Verurteilt man Populisten auf Vorrat, schadet man der eigenen Sache, wenn sie tatsächlich die schlimmsten Erwartungen erfüllen.

Zugleich verdeutlicht das Beispiel der USA, dass der politische Streit in einer Demokratie bereits zu einem hohen Grade polarisiert und blockiert sein muss, damit populistisches Konfliktverhalten eine Eskalationsspirale in Gang setzen kann. Mit Grenzüberschreitungen und Maskierungen lässt sich am einfachsten Empörungenergie erzeugen, wenn der öffentliche Diskurs von starken Tabuisierungen und Identitätszuschreibungen geprägt ist. Darin ist denn auch eine gemeinsame Grundlage für das Erstarken des Populismus in Europa und Amerika zu sehen, mehr als in angeblichen Gräben zwischen Nomaden und Sesshaften, Metropolen und Provinzen, Reichen und Armen. Will man den Treibern des Gegenwartspopulismus auf die Spur kommen, muss man sich mit den Veränderungen in der politischen Streitkultur der letzten Jahrzehnte befassen.

Wertewandel und Konfliktverhalten

Als Einstieg dazu bietet sich die Theorie der »Stillen Revolution« von Ronald Inglehart an, die er 1971 erstmals formuliert und jüngst mit Pippa Norris unter dem Titel *Cultural Backlash* aktualisiert hat.¹⁶ Inglehart wollte mit ihr erklären, wie der Wertewandel in der postindustriellen Gesellschaft die Ausprägung politischer Konflikte veränderte. Ihm zufolge teilten Bourgeoisie mit Proletariat in der Industriegesellschaft »bestimmte materialistische Werte«. Ihren Konflikten sei keine normative Fundamentalopposition zugrunde gelegen, sondern die ökonomische Konstellation, »dass eine Partei das, was die andere Partei wollte, hatte und überwiegend behalten wollte«.¹⁷ Demnach begünstigten die gemeinsamen Werthaltungen von Arbeitern und Bürgern Konflikte um teilbare Güter in der Form von Verteilungskämpfen. Die entscheidende Annahme Ingleharts von 1971 war, dass der wachsende Wohlstand der Nachkriegsgesellschaft die Konfliktrichtigkeit nicht mindere, sondern steigere, weil sich eine neue normative Ordnung durchsetze. Er sprach von »postbürgerlichen« Werteprioritäten, die aufgrund ihrer universalistischen Geltungsansprüche tiefere, nicht mehr entlang von ökonomischen Bruchlinien verlaufende Gräben aufreißen würden. Zuerst nur »in einem kleinen, aber kritischen Ausschnitt« der materiell gesättigten Mittelklasse verankert, würden sie sich, weitere Wohlstandsgewinne vorausgesetzt, in Opposition zum Rest der Gesellschaft ausbreiten. Das war für Inglehart die »Stille Revolution«, und er erwartete von ihr eine stärker polarisierte Konfliktkultur, die nicht mehr von staatstragenden Massenparteien, sondern von sozialen Bewegungen dominiert werde. Schon 1977, als er die Theorie der Stillen Revolution in Buchform präsentierte, hielt es Inglehart für möglich, dass die Unterstützung für staatliche Institutionen erodiere und ein »Backlash« von Gruppen mit nationalen und materiellen Werteprioritäten erfolge.¹⁸

Ingleharts Theorie ist insgesamt gut gealtert, aber aus der Rückschau stimmt weder die geschichtliche Einbettung noch der prognostische Entwurf. Die Charakterisierung der Industriegesellschaft als materialistische Wertegemeinschaft dürfte höchstens der unmittelbaren Nachkriegszeit entsprochen haben, als das Wirtschaftswunder die ideologischen Fronten zwischen Konservatismus, Kapitalismus und Kommunismus aufweichte. Ähn-

16 Vgl. Inglehart 1971; Norris/Inglehart 2019.

17 Inglehart 1971, S. 992.

18 Inglehart 1977, S. 16.

liches gilt für den Gegensatz von Materialismus und Antimaterialismus, den Inglehart jüngst bis in die Gegenwart verlängert hat, um den Aufstieg des Rechtspopulismus zu erklären. Mag der Gegensatz die politischen Verwerfungen um 1970 noch geprägt haben, so ist er längst einem polarisierenden Geltungskonsum gewichen, an dem sich solvente Wertekollektive aller Art mit symbolisch aufgeladenen Gütern vom Avocado-Toast über die Jeans-Marke bis zum Pickup-Truck beteiligen. Entsprechend spielt der Gegensatz in heutigen Konflikten zwischen Populisten und Antipopulisten kaum noch eine Rolle.

Aufschlussreich an der Theorie der Stillen Revolution ist der behauptete Zusammenhang von Wertewandel und Konfliktverhalten. Um ihn auf den Populismus anzuwenden, bedarf es aber einer zusätzlichen Differenzierung. Normativer Widerstreit und politischer Konflikt stehen nicht in einem Ursache-Wirkungs-Verhältnis zueinander. Eine Polarisierung von Werteprioritäten führt nicht zwingend zu einer Verschärfung des Streits. Es gibt zwei weitere, miteinander verbundene Faktoren, die von Belang sind: Der Grad der Dissenstoleranz und die Form der Konfliktaustragung.

Ihre Bedeutung lässt sich gerade am Beispiel der Beziehung von Arbeiterschaft und Bourgeoisie aufzeigen. Der Klassengegensatz war, wie Helmut Dubiel gezeigt hat, durchaus von fundamentalen Wertegegensätzen geprägt: hier die Solidarität des Arbeiterkollektivs, dort die Selbstverantwortung des bürgerlichen Individuums.¹⁹ Entsprechend unversöhnlich und gewalttätig konnte der Klassenkampf über weite Strecken des 19. und 20. Jahrhunderts ausgetragen werden. Die Entspannung im Zuge der Nachkriegszeit lag neben dem wachsenden Wohlstand breiter Schichten auch daran, dass beide Konfliktparteien ihre Werte defensiver vertraten und damit der anderen Seite weniger aufdrängten. Das stärkte die wechselseitige Anerkennung und ermöglichte wiederum Formen des geregelten, auf Kompromisse ausgerichteten Konfliktverhaltens wie den Tarifstreit oder die Sozialpartnerschaft zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern. So wurde die normativ aufgeladene Konfrontation auf dem Verfahrensweg in einen Streit um Interessen überführt, ohne dass der Widerstreit der Werte aufgelöst werden musste.

Der Soziologe Wolfgang van den Daele unterscheidet soziale Konflikte idealtypisch danach, ob es in ihnen um Interessen oder um Werte geht.²⁰ Streit um Werte genieße höhere Anerkennung, denn es gelte die Regel, »Argwohn gegenüber Interessen zu hegen, Werte aber respektabel zu finden«. In

¹⁹ Dubiel 1999, S. 132ff.

²⁰ Van den Daele 2008, S. 357ff.

normativen Konflikten geht es um das Allgemeine, nicht das Eigene, um Ideelles, nicht Materielles. Wer für Werte kämpft, engagiert sich, wer sich für Interessen einsetzt, lobbyiert.

Dagegen wendet van den Daele ein: »Wenn man den sozialen Frieden im Auge hat, sollte man aber vielleicht eher umgekehrt verfahren«. Gestützt auf Albert Hirschman, definiert er Streit um Interessen als »teilbar«.²¹ Er dreht sich um knappe Güter und Ressourcen, ein »Mehr oder Weniger an Macht, Status, Reichtum, beruflichen Chancen usw.« Den Streitenden fällt es leichter, die Position der Gegenseite als legitim anzuerkennen, und sie sind eher kompromissbereit. Bei Wertekonflikten ist es umgekehrt. Steht die Geltung von Rechten, die Durchsetzung von Normen und die Einhaltung moralischer Gebote zur Debatte, »geht es um alles oder nichts, der Spielraum für Kompromisse tendiert gegen Null«. Sie gehören der Kategorie der unteilbaren Konflikte an. Die Gegenseite als legitim anzuerkennen, fällt schwer, sie mit allen Mitteln zu bekämpfen, umso leichter. Es gibt kaum etwas zu verhandeln. Nur eine »Entweder-Oder-Lösung« erscheint vorstellbar.

Nun sind in der sozialen Realität Werte und Interessen oft vermischt, und der Gegenstand des Dissenses gibt nicht zwingend die Form der Konfliktaustragung vor. Ein Streit um Werte kann unter Umständen geführt werden wie ein Interessensausgleich – und umgekehrt. Van den Daele führt das Beispiel von Ethikräten an, die bei starkem Dissens am ehesten beratungsfähig seien, wenn sie moralischen Konfrontationen die »fundamentalistische Spitze« brechen, indem sie die Auseinandersetzung als Teil eines demokratischen Entscheidungsverfahrens verstehen: »Es verschiebt den unteilbaren Wertekonflikt über moralische Geltung zu einem teilbaren Interessenkonflikt über politische Macht.« Als Resultat einer solchen Verschiebung ist die Fristenregelung zum Schwangerschaftsabbruch zu sehen. Moralisch gesehen, ist sie unbefriedigend, denn sie schützt weder das ungeborene Leben noch die Selbstbestimmung der Frau. Aus politischer Sicht jedoch erweist sich der »faule« Kompromiss als tragfähiger Interessensausgleich, der alle Fundamentalisten gleich unglücklich macht und, wenn er unter Gemäßigten breite Akzeptanz gefunden hat, ein Festhalten an moralisch konsequenten Positionen erschwert.

21 Hirschman 1994, S. 301f.